

Lutz Unterseher

# Frieden schaffen mit anderen Waffen?

Alternativen zum  
militärischen Muskelspiel

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN  
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE  
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE  
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION  
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG

Lutz Unterseher

Frieden schaffen mit anderen Waffen?

# Friedens- und Konfliktforschung

Herausgegeben von  
Peter Imbusch  
Hajo Schmidt  
Georg Simonis  
Ralf Zoll

Lutz Unterseher

# Frieden schaffen mit anderen Waffen?

Alternativen zum  
militärischen Muskelspiel



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Frank Engelhardt | Cori Mackrodt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17951-3

<b>VORWORT DER HERAUSGEBER</b>	<b>9</b>
--------------------------------	----------

<b>0. GEGENSTAND</b>	<b>12</b>
----------------------	-----------

<b>1. TERMINOLOGISCHE KLÄRUNG</b>	<b>14</b>
-----------------------------------	-----------

<b>1.1 KRIEG: EINE OPERATIONELLE DEFINITION</b>	<b>14</b>
---	-----------

<b>1.2 KRIEG: ENTFALTUNG EINES BEGRIFFES</b>	<b>15</b>
--	-----------

<b>1.3 GEGENBILD: VORSTELLUNGEN VOM FRIEDEN</b>	<b>18</b>
---	-----------

<b>2. MILITÄR UND STABILITÄT</b>	<b>20</b>
----------------------------------	-----------

<b>2.1 IDEENGESCHICHTE: STREITKRÄFTE, DIE NICHT BEDROHEN</b>	<b>20</b>
--	-----------

2.1.1 MO-TI: CHINESISCHE MORALPHILOSOPHIE	20
---	----

2.1.2 IMMANUEL KANT: AUFKLÄRUNG UND FRIEDEN	24
---	----

2.1.3 IVAN BLOCH: EIN HELLSICHTIGER BANKIER	27
---	----

<b>2.2 MILITÄRISCHER DISKURS: DIE STÄRKE DER VERTEIDIGUNG</b>	<b>29</b>
---	-----------

2.2.1 SUN TZE: LEUCHTTURM MILITÄRISCHER REFLEXION	30
---	----

2.2.2 CARL VON CLAUSEWITZ: FACETTENREICHE THEORIE	35
---	----

2.2.3 LIDDELL HART: FÜR DEFENSIVDENKEN BESTRAFT	39
---	----

<b>2.3 STAATSMACHT: DAS SICHERHEITSDILEMMA UND SEINE ÜBERWINDUNG</b>	<b>42</b>
2.3.1 HAN FEI UND DIE LEGALISTEN: FRÜHE IDEOLOGEN DER MACHT	43
2.3.2 ‚REALISMUS‘: DIE AMBIVALENZ MILITÄRISCHEN SCHUTZES	46
2.3.3 ‚NEOREALISMUS‘: ÖFFNUNG FÜR ALTERNATIVEN	50
<b>2.4 STABILITÄT DURCH ABHALTUNG: HISTORISCH-EMPIRISCHE HINWEISE</b>	<b>52</b>
2.4.1 EINE NEGATIVE ERFAHRUNG: ISRAEL UND SEINE NACHBARN	52
2.4.2 VERWEIGERUNG DES ZUTRITTS: GELUNGENE BEISPIELE	55
2.4.3 HISTORISCHE FALLSTUDIEN: SYSTEMATISCHE AUSWERTUNG	60
<b>2.5 KRIEGSURSACHEN: EIN WIRKUNGSGEFLECHT</b>	<b>63</b>
2.5.1 MENSCHLICHE NATUR: AGGRESSIVITÄT ALS SCHICKSAL?	64
2.5.2 WAS ZUM KRIEG FÜHRT: UNTERSCHIEDLICHE VARIABLEN	66
2.5.3 INFORMATIONSFLUT: RATIONALE STRATEGIEWAHL ALS PROBLEM	69
<b>2.6 VERTRAUENSBLDENE VERTEIDIGUNG: DIMENSIONEN</b>	<b>71</b>
2.6.1 BEGRIFFSSALAT: EIN ORDNUNGSVERSUCH	71
2.6.2 STABILITÄTSKALKÜLE: MITTEL UND ZWECK	73
2.6.3 TRANSPARENZ: NOTWENDIG, ABER PREKÄR	78
<b><u>3. STRUKTURALTERNATIVEN IM KONTEXT</u></b>	<b><u>80</u></b>
<b>3.1 KALTER KRIEG: MILITÄRISCHE ENTWICKLUNGEN</b>	<b>80</b>
3.1.1 UMSTRITTEN: DAS KRÄFTEVERHÄLTNIS ZWISCHEN OST UND WEST	80
3.1.2 NUKLEARSTRATEGIE: EIN MULTIPLES DILEMMA	86

Inhaltsverzeichnis	7
3.1.3 OFFENSIVE KONVENTIONALISIERUNG: ZWEI DENKSCHULEN	91
<b>3.2 ALTERNATIVER SCHUTZ MITTELEUROPAS: EIN ÜBERBLICK</b>	<b>97</b>
3.2.1 GRÜNDERZEIT: EIN VERGESSENER VORLÄUFER	98
3.2.2 SPEKTRUM DER ENTWÜRFE: MERKMALE, FUNKTION, KRITIK	104
3.2.3 COMPUTERANALYSEN: EVALUATION DER EVALUATION	121
<b>3.3 STELLENWERT MILITÄRISCHER STRUKTUREREFORM: DREI DIMENSIONEN</b>	<b>128</b>
3.3.1 SICHERHEITSPOLITISCHER DISKURS: FORMELKOMPROMISS GESUCHT	128
3.3.2 ABRÜSTUNGSVERHANDLUNGEN: ÜBERWINDUNG IHRES DILEMMAS	134
3.3.3 VERTRAUENSBLDENE VERTEIDIGUNG: UNIVERSALITÄT	142
<b><u>4. INTERVENTION UND DEFENSIVE</u></b>	<b><u>144</u></b>
<b>4.1 KRIEGE DER GEGENWART: QUALITÄT UND QUANTITÄT</b>	<b>144</b>
4.1.1 GÄNGIGER DISKURS: DIE „NEUEN KRIEGE“	144
4.1.2 REALITÄT: KONFLIKTGESCHEHEN UND HINTERGRÜNDE	148
4.1.3 KONKRETES BEISPIEL: EIN ‚WIRKLICH NEUARTIGER‘ KRIEG	155
<b>4.2 MILITÄRINTERVENTION: ENTWICKLUNGEN UND DILEMMATA</b>	<b>163</b>
4.2.1 REAKTIONSKRÄFTE: INSTITUTIONELLES UND KONZEPTIONELLES	164
4.2.2 ANGEMESSENHEIT DER EINMISCHUNG: FÜNF CAVEATS	171
4.2.3 OUT OF AREA: WIDERSPRUCH ZWISCHEN AUFGABEN UND MITTELN	178



<b>4.3</b>	<b>VERTRAUENSBLDENE VERTEIDIGUNG: NEUE ANWENDUNGEN</b>	<b>185</b>
4.3.1	DEFENSIVE: GRÜNDE FÜR BEDEUTUNGSSCHWUND	186
4.3.2	TERRITORIALSCHUTZ: MUSTER UND KONSTELLATIONEN	190
4.3.3	STABILISIERUNG DURCH EINGREIFTRUPPEN: LÖSUNGSANSÄTZE	195
<b>5.</b>	<b>RESÜMEE</b>	<b>201</b>
<b>5.1</b>	<b>DEFENSIVE: DIE BESTE VERTEIDIGUNG</b>	<b>201</b>
<b>5.2</b>	<b>STRUKTURVIELFALT: LERNANSTÖSSE UND ZUSAMMENHÄNGE</b>	<b>202</b>
<b>5.3</b>	<b>DIE NEUE ZEIT: RELEVANZ DER DEFENSIVE</b>	<b>203</b>
	<b>LITERATUR</b>	<b>206</b>
	<b>ANHANG</b>	<b>217</b>
	<b>FORMALISIERTES KALKÜL: INTERAKTION VON „SPINNE(N) UND NETZ“</b>	<b>217</b>

## Vorwort

Die Leserinnen und Leser werden den provozierend-parodierenden Unterton, mit dem der Autor den Titel dieses Buches versehen hat, kaum überhört bzw. überlesen haben. Gewiss steht „Frieden schaffen mit anderen Waffen?“ in einem gewissen Spannungsverhältnis zu gängigen Pazifismus-Diskursen, muss aber nicht unbedingt als deren Widerpart angesehen werden.

Denn erstens hängt es nur zum Teil von den friedfertigen und nicht auf die Karte militärischer Macht und Übermacht setzenden Staaten und sozialen Gruppen ab, ob und wann es zum Einsatz organisierter Gewalt kommt. Zum zweiten macht es bei einem als unabdingbar erachteten Einsatz militärischer Mittel – sei es zum Zwecke der Verteidigung oder des Schutzes von Recht und unschuldigen Minderheiten – unter Umständen einen Unterschied ums Ganze, in welcher Form sich das unerwünschte, aber ggf. alternativlose Machtmittel und Gewaltinstrument Militär präsentiert.

Nur zwei, ihrerseits unter starken Begründungspflichten stehende Gruppen dürfte der vorliegende Beitrag kalt lassen: die Fraktion des schrankenlosen Pazifismus wie diejenige Gruppe, die im Militär (gleich welcher Verfassung, Ausbildung und Bewaffnung) den willfähigen Übersetzer jedweder politischer Ziele sieht. Alle anderen an der Sache des Friedens Interessierten müssten und sollten im hier unternommenen Versuch, die Grundlagen und Einsatzmöglichkeiten eines Militärs zu entwerfen, das schützen, aber nicht bedrohen kann, angesichts der realen gesellschaftlichen Verhältnisse eine bedenkenswerte Herausforderung, wenn nicht eine konkrete Utopie sehen.

Die vorliegende Schrift Lutz Untersehers setzt sich in einer militärtheoretisch gewiss radikalen Perspektive mit einem, wenn nicht dem Kritik-Gegenstand der Friedenswissenschaft auseinander: dem Militär, das als organisierte Gewalt seit den Zeiten von Hobbes und den Diskussionen um das staatliche Gewaltmonopol ein philosophisches wie ein realpolitisches Problem des modernen Staates darstellt.

Definiert sich dieser Staat als „demokratisch“, erhebt er in aller Regel den Anspruch, besonders friedensgeneigt zu sein, ohne dass dieser Unterschied zu anderen Herrschaftsverfassungen einen überzeugenden statistischen Nachweis gefunden hätte. Im Gegenteil: Da führende westliche Demokratien

ganz oben in den aktuellen Kriegsstatistiken stehen, stellt sich, heute nicht anders als zu Zeiten Kants, die dringende und bedrängende Frage: Wie muss ein noch legitimierbares Instrument Militär hinsichtlich seiner Strategie und Bewaffnung beschaffen sein, damit der prinzipielle Friedensanspruch von Demokratien glaubwürdig erscheint?

Reflektiert man nicht nur auf die innere Verfassung und die Souveränität des modernen Staates, sondern auch auf dessen Konkurrenznatur im tendenziell (wenn auch abnehmend) anarchischen Staatensystem der Gegenwart, dann verlangt das sog. Sicherheitsdilemma Beachtung. Die im Sicherheitsdilemma zum Ausdruck kommende Logik sich bedrohender Einzelstaaten, zum Zwecke ihrer Sicherheit (allein oder im Bündnis) auf Möglichkeiten der Erringung militärisch gestützter Übermacht zu sinnen, produziert Zyklen wechselseitiger Bedrohungswahrnehmungen und Rüstungssteigerungen. Damit hier gegengesteuert werden kann, muss der Schwachpunkt dieses wechselseitigen Kalküls klar benannt werden: der (Irr)-Glaube, der eigenen Bedrohung bzw. den eigenen Sicherheitsbefürchtungen durch die Erringung militärischer Übermacht strukturell entkommen zu können. Man muss politikwissenschaftlichen Hinweisen auf die Friedensfrüchte internationaler Kooperation oder eines verstärkten ökonomischen Austausches nicht gering schätzen, um auf die Idee zu kommen, dass das entscheidende Heilmittel darin liegen könnte, dem Militär grundsätzlich die Bedrohungsspitze zu nehmen und die gemeinhin damit verbundenen wechselseitigen Bedrohungsgefühle und Gewaltvorkehrungen überflüssig zu machen.

Spätestens seit dem Ende des Ost-West-Systemantagonismus mit seiner (partiellen, aber folgenreichen) Re-Legitimierung von Krieg und militärischer Gewalt („humanitäre Intervention“, Krieg gegen den Terror, Peace Enforcement) stellt sich die Frage, ob und, wenn ja, wie das Militär als einer auf Friedenserhalt verpflichteten Institution des modernen Staates geneigt gemacht werden kann, die ihm aufgegebenen hehren Ziele und Zwecke – Schutz bedrohter Bevölkerungen, Stabilisierung von Failed States, State and Nation Building – tatsächlich zu erfüllen und nicht als Organ einseitiger Interessendurchsetzung aufzutreten.

Zu all diesen Fragen und Problemkomplexen entwickelt das in diesem Band vorgestellte Konzept einer alternativen defensiven Verteidigung bedenkenswerte Antworten und Positionen. Die vorliegende Publikation ist die überarbeitete Version eines Studienbriefes, der ursprünglich 2007 unter dem Titel „Frieden und Verteidigung. Stabilität – Militärstruktur – Intervention“ für das Master- und Weiterbildungsprogramm Friedenswissenschaften der

FernUniversität in Hagen geschrieben wurde. Wir wünschen uns, dass dieses informative, mit vielen historischen Beispielen versehene, gleichzeitig aber theoretische Werk eine intensive Rezeption erfahren wird, zumal es in einer klar verständlichen, an angelsächsischen Vorbildern orientierten Sprache geschrieben wurde.

Wuppertal, Hagen, Marburg, im November 2010

Peter Imbusch, Hajo Schmidt, Georg Simonis, Ralf Zoll

## 0. Gegenstand

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen das Militär und seine Beziehungen zur Politik. Und zwar mit einer Perspektive, welche die bewaffnete Macht nicht als neutrales Instrument sieht, als *black box*, in die man besser nicht hineinschaut, sondern als etwas, das – je nach Beschaffenheit – der Politik diese oder jene Option eröffnet: also selbst politisch ist. Von „Politik mit militärischen Mitteln“ wurde in diesem Zusammenhang gesprochen – und auch davon, dass es nicht immer nur *eine* militärische Logik gebe.

Wenn ein Staat, oder eine Kräftegruppierung, ohne Offensivpotential ist, welches erfolgreichen Einsatz gegen einen mutmaßlichen Opponenten verspricht, liegt die Vermutung nahe, dass die Politik eher weniger zu Kraftmeierei neigt und auf friedlichen Austausch setzt. Jedenfalls dann, wenn sie nicht von Angst getrieben ist. Dies führt zu folgender Frage: Lassen sich Schutzvorkehrungen auch auf militärischer Ebene, also über bloße Verständigungspolitik hinaus oder als deren Grundlage, konzipieren, die einem selbst die Angst nehmen, den oder die anderen aber nicht bedrohen? Mit anderen Worten: Kann Militär in seinen nicht von heute auf morgen veränderbaren Strukturen und in seiner Operationsweise so zugeschnitten werden, dass sich das für die internationalen Beziehungen immer wieder beobachtete „Sicherheitsdilemma“ überwinden oder doch zumindest minimieren ließe? (Gemeint ist jenes Dilemma, das sich ergibt, wenn Streitkräfte janusköpfig sind: also jede Investition in schützende Rüstung immer auch von anderen als potentielle Gefährdung verstanden werden kann.)

Wenn so etwas, nämlich eine unzweideutige Konzentration auf den Eigenschutz, eine „Alternative Verteidigung“, zur realen Perspektive würde, ließen sich militärische Entwicklung und aktive Friedenspolitik miteinander versöhnen. Die Streitkräfte würden produktives Element einer Politik der Vermeidung bewaffneter Konflikte sowie der Abrüstung oder wären – bei bescheideneren Ansprüchen – zumindest nicht mehr kontraproduktiv. Streitkräfte, die nicht bedrohen, aber doch beschützen: Dies scheint ein Menschheitstraum zu sein. Denker unterschiedlicher Epochen und Provenienz hielten ihn wach.

Der Titel dieses Buches fragt nach der Möglichkeit, mit „anderen Waffen“ Frieden zu schaffen. Diese Verkürzung mag unter dem Gebot, eine griffige Überschrift zu finden, entschuldbar sein. Klar ist aber doch wohl, dass es um einen ganzheitlichen Kurswechsel militärischer Entwicklung und dessen Potential geht, der nicht nur die „Waffen“, sondern vor allem auch das betrifft, was Streitkräfte ganz besonders ausmacht: Organisation und Doktrin.

In diesem Sinne werden entfaltet und exploriert: der historische und systematische Diskurs über den Zusammenhang zwischen Militär und Stabilität, konkrete alternative Strukturlösungen sowie die Frage nach der Übertragbarkeit des zentralen Ansatzes dieser Studie auf aktuelle Szenarien militärischer Intervention.

# 1. Terminologische Klärung

Da unser Erkenntnisinteresse sich zentral auf die Rolle spezifisch militärischer Beiträge zur Zurückdrängung, ja Vermeidung des Krieges richtet, scheint es geboten, zunächst einmal zu bestimmen, was „Krieg“ denn eigentlich ist. Dazu gibt es verschiedene Ansätze:

## 1.1 Krieg: Eine operationelle Definition

Eine Kriegsdefinition stammt von der „Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF)“. Sie wird insbesondere in Deutschland in den Bereichen von Friedensforschung und Politikwissenschaft weithin akzeptiert. AKUF definiert „Krieg“ in Anlehnung an den ungarischen Friedensforscher István Kende (1917 – 1988) als einen (AKUF 2006: 10):

*„gewaltsamen Massenkonflikt, der alle folgenden Merkmale aufweist: a) An den Kämpfen sind zwei oder mehrere Streitkräfte beteiligt, bei denen es sich mindestens auf einer Seite um reguläre Streitkräfte (Militär, paramilitärische Verbände, Polizeieinheiten) der Regierung handelt. b) Auf beiden Seiten muss ein Mindestmaß an zentralgelenkter Organisation der Kriegführenden und des Kampfes gegeben sein, selbst wenn dies nicht mehr bedeutet als organisierte bewaffnete Verteidigung oder planmäßige Überfälle (Guerilla-Operationen, Partisanenkrieg usw.). c) Die bewaffneten Operationen ereignen sich mit einer gewissen Kontinuität und nicht nur als gelegentliche, spontane Zusammenstöße. D. h. beide Seiten operieren nach einer planmäßigen Strategie, gleichgültig, ob die Kämpfe auf dem Gebiet eines oder mehrerer Gesellschaften stattfinden und wie lange sie dauern.“*

Im Rahmen des AKUF-Ansatzes gelten Kriege dann als beendet, wenn die Kampfhandlungen dauerhaft, d. h. für mindestens ein Jahr, eingestellt bzw. nur unterhalb der Schwelle der hier gegebenen Kriegsdefinition fortgesetzt werden. Vom Krieg unterschieden wird der „bewaffnete Konflikt“, womit solche gewaltsamen Auseinandersetzungen bezeichnet werden, bei denen die Kriterien der Kriegsdefinition nicht in vollem Umfang gegeben sind.

Diese Kriterien sind in der Hauptsache qualitativer Natur. Die Tatsache eines Krieges wird insbesondere auch daran festgemacht, dass zwei oder mehr Parteien im Streit liegen und es sich zumindest auf einer Seite um reguläre Kräfte handelt. Nicht erforderlich und wohl auch nicht erwünscht erscheint im Rahmen dieser Definition ein quantitatives Kriterium, wie es andere Ansätze eingeführt haben:

Danach kann von Krieg nur dann geredet werden, wenn pro Zeiteinheit eine Mindestzahl von Opfern zu beklagen ist. Die Relevanz von Opferzahlen variiert allerdings mit dem politisch-gesellschaftlichen Kontext: Um es platt zu sagen, es macht einen Unterschied, ob ein kleines oder großes Land tausend Bürgerinnen und Bürger verliert.

So darf festgestellt werden, dass sich die AKUF-Definition des Krieges als sachangemessen und im Übrigen auch brauchbar erwiesen hat. D. h., das reale Geschehen – die Entwicklung gewalttätiger Konflikte – dieser Welt hat sich den angegebenen Kriterien auf eine Weise zuordnen lassen, die intersubjektiv nachvollziehbar ist.

## 1.2 Krieg: Entfaltung eines Begriffes

Carl von Clausewitz (1780-1831), der berühmte preußische Kriegsphilosoph, gibt zu Anfang des ersten Kapitels seines Hauptwerkes „Vom Kriege“ die folgende Begriffsbestimmung: „Der Krieg ist ... ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen“ (Clausewitz 2003: 27).

Für von Clausewitz bedeutet der Krieg also eine Handlung: einen Akt. Krieg ist „actus und in dessen Folge ein Prozess, also kein status oder Zustand. Damit ist impliziert, dass der Krieg – wie jede andere Handlung auch – zeitlicher Begrenzung unterliegt.“ Dies zeigt sich “ ... rein sprachlich daran, dass wir den Ausdruck ‚Dauerhandlung‘ nicht verstehen. Es dauert nicht ewig, sich ein Frühstück zuzubereiten, und auch eine Schlacht schlägt man nicht auf Dauer“ (Kleemeier 2005: 45). Handlungen sind Geschehnisse, zwischen deren Beginn und Ende nicht allzu viel Zeit verstreichen darf. Andernfalls wäre der Begriff ‚Handlung‘ nicht angemessen.<sup>1</sup>

Und auch in räumlicher Hinsicht ist die Handlung ‚Krieg‘ begrenzt. Ein Krieg kann weiträumige, ja globale Konsequenzen haben, aber selbst nur auf bestimmten, fest umreißbaren Territorien stattfinden. (Dies gilt übrigens auch für die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts.)

Um den Kriegsbegriff des Carl von Clausewitz noch weiter – und zwar durch einen Kontrast – zu konturieren: Für den juristischen Diskurs über den Krieg hat der Begriff des *Kriegszustandes* zentrale Bedeutung. Es sind Geschehnisse vorstellbar, die nach rechtlichen Maßstäben Kriege sind, nach den Kriterien des Generals von Clausewitz aber nicht. „Für Juristen ist die

---

<sup>1</sup> Die folgende Darstellung orientiert sich an der Interpretation Ulrike Kleemeiers.



Vorstellung ‚stell Dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin‘ eine ganz normale Denkfigur“ (ebd.: 45). Zur Illustration seien jene lateinamerikanischen Staaten erwähnt, die in beiden Weltkriegen dem deutschen Reich den Krieg erklärt hatten, dann aber keinerlei Anstalten machten, solcherlei Deklaration auch Taten folgen zu lassen. Während für den Juristen in diesen Fällen von einem Kriegszustand zu sprechen ist, treffen für von Clausewitz die Klassifikationsmerkmale von Krieg nicht zu. Und umgekehrt gilt, dass es zahlreiche Ereignisse gibt, die nach von Clausewitz als Kriege zu sehen sind, die aber im juristischen Denkraster nicht als solche erscheinen, weil nämlich bestimmte formale Erfordernisse – wie etwa eine Kriegserklärung – nicht erfüllt sind.

Carl von Clausewitz schickte seiner Definition des Krieges als „Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen“, unmittelbar die Bemerkung voraus: „Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf“ (Clausewitz 2003: 27). Danach ist der Krieg also etwas Relationales, ein Wechselspiel zwischen zwei oder mehr Parteien (wie wir es auch schon aus der AKUF-Definition ersehen konnten). Ein Krieg ist danach nicht ohne „Täter“ vorstellbar: Dies grenzt ihn von sich selbst tragenden Prozessen einerseits und von einseitigen Handlungen andererseits ab.

Zum Aspekt des sich selbst tragenden Prozesses: Carl von Clausewitz mag zwar die Gefahr sehen, dass Kriege außer Kontrolle geraten und sich damit in ihrer Dynamik tendenziell verselbständigen. Doch fordert er immer wieder die Kontrolle des Kriegsgeschehens ein, indem er etwa zu wiederholten Malen und in jeweils anders nuancierter Formulierung – eher normativ als empirisch – die Aussage macht, dass der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Mit anderen Worten: Auch im Krieg gelten für den preußischen General politische Zwecksetzungen weiter, die mit möglichst angemessenen Mitteln umzusetzen sind. Der Eindruck besteht, dass sich von Clausewitz den Krieg einfach nicht als von der Kette gelassenes Monster, als einen zügellos vor sich hintreibenden Prozess, vorstellen *will*.

Und zum Aspekt der einseitigen Handlung: Krieg ist für von Clausewitz, und die Militärtheorie generell, als ein Akt, demgegenüber die jeweils andere Seite keine wesentlichen Reaktionschancen hat, schlechterdings nicht vorstellbar. In diesem Denkraster hat Völkermord mit dem Begriff des Krieges nichts zu tun. Krieg im Sinne von Kampf mit einem Gegenüber, welches ein Mindestmaß an Wehrhaftigkeit und Konfliktbereitschaft auszeichnet, kann als ein extremer Fall sozialen Handelns gesehen werden. Wie in einem Nullsummenspiel können beide Seiten Fehler sich nicht leisten

und müssen sich auf den jeweiligen Gegner umfassend einstellen: dessen Mentalität, Intentionen, Stärken und auch Schwächen studieren.

Der Begriff des Krieges als eines Wechselspiels, bei dem jede Seite sich bemüht, die andere zu übertrumpfen, impliziert Eskalationsprozesse – also die Steigerung der Vernichtungswirkung als Ergebnis eines fortlaufenden ‚tit for tat‘. In den Worten des preußischen Militärtheoretikers: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung der selben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum Äußersten führen muss“ (ebd.: 29). Mit dem Hinweis auf den ‚Begriff‘ rekurriert von Clausewitz in diesem Zusammenhang auf das Wesen des Krieges, wie er es sich vor dem Hintergrund seiner empirischen Studien vorstellt. (Er untersuchte insgesamt 130 Feldzüge, die zwischen der Mitte des 18. Jahrhunderts und seiner Zeit stattgefunden hatten.) Mit solcherlei Wesensbestimmung, von Clausewitz gebraucht den hierauf bezogenen Begriff des ‚reinen Krieges‘, wird ein Modell, ein Idealtyp im Sinne Max Webers, konstruiert, das bzw. der alle Schlüsselmerkmale des Krieges in gleichsam ‚unverdünnter‘ Form enthält. Dieser Idealtypus des reinen oder auch ‚absoluten‘ Krieges kann als eine Art *Messlatte* dienen, mit deren Hilfe die Kriege der Realität, die in unterschiedlichem Maße moderierenden Faktoren unterliegen, genauer bestimmt und eingestuft werden (Kleemeier 2005: 49).

Beiseite gesprochen: Unter moderierende Faktoren – oder ‚Friktionen‘ – subsumiert von Clausewitz all das, was die schnöde Wirklichkeit des Krieges kennzeichnet: Von hinderlichen Geländebedingungen über schlechtes Wetter, das einen Feldzug zum Erliegen bringt, bis hin etwa zur sinkenden Moral der Truppen oder auch zu Veränderungen der politischen Landschaft - beispielsweise einer Neuformierung der kriegführenden Allianzen, welche Auswirkungen auf den Lauf des Geschehens hat.

Das Modell – also der Begriff des Krieges – hat aber offenbar nicht nur die Funktion einer Messlatte. Da für von Clausewitz die Gewaltanwendung im Wechselspiel, die Vernichtung des Gegners oder deren glaubwürdige Androhung, zentral für die Vorstellung vom Krieg ist (und zwar alle empirischen Kriege betreffend), kommt dem Modell offenbar darüber hinaus eine präskriptive Bedeutung zu: Es „spielt ... bei Clausewitz auch die Rolle der Orientierung des Handelns im Kriege. Wo die Mittel vorhanden sind und die Kriegszwecke wichtig genug sind, dort soll man versuchen, den Krieg mit großer Energie und Schnelligkeit auf eine entscheidende Handlung hinzu- treiben. Dieses Vorgehen ist nach Clausewitz immer die nächstliegende

Option. Alles andere sind zweitbeste Lösungen, die entweder aus faktischer Schwäche oder übertriebener Furchtsamkeit resultieren. Nichts ... ist schlimmer als verzettelte und sich in der Zeit streckende Kriege“ (ebd.: 49).

### 1.3 Gegenbild: Vorstellungen vom Frieden

Die systematische Verknüpfung von Krieg und Handlung, die von Clausewitz vorgenommen hat, resultiert in Konsequenzen für den Begriff des Friedens. Während der Krieg als eine in sich abgeschlossene Handlung erscheint, stellt sich der Frieden – in scharfem Kontrast dazu – als Zustand dar. Dadurch, dass von Clausewitz den Frieden als Zustand denkt, gibt er sich als jemand zu erkennen, der in einer langen Tradition steht. Es sei nur daran erinnert, dass Augustinus und Thomas von Aquin den Frieden als *tranquillitas ordinis* (Ruhe der Ordnung) begriffen. „Wollten wir den Frieden als Handlung denken, so würden wir damit diejenigen Qualitäten zerstören, die ihn gerade gegenüber dem Krieg auszeichnen sollen. Frieden wäre ein zeitlich und räumlich relativ begrenztes Ereignis, was er aber gerade nicht sein soll. Als sinnvoll und wünschenswert kann Frieden erst erscheinen, wenn man ihn als Dauerstruktur denkt. Alles andere würde die Grenzen zwischen Krieg und Frieden aufweichen“ (ebd.: 46).

Die Kennzeichnung des Friedens als Zustand, die Carl von Clausewitz vornimmt, ficht freilich jene nicht an, die – insbesondere im Diskurs der Friedensbewegung und -forschung – von einem positiven Frieden und dessen ‚prozesshaften‘ Charakter sprechen (Mader 2006: 4). Gemeint sind wohl Handlungen und Prozesse, die innerhalb des Zustandes des Nicht-Krieges, welcher meist als negativer Frieden etikettiert wird, zu einer Entfaltung individueller und gesellschaftlicher Potentiale führen können. Dass der Zustand des Nicht-Krieges („negativer Frieden“) positive Veränderungen als Folge produktiver Politik umfassen könnte, hätte sicherlich auch von Clausewitz nachvollziehen und sogar als Orientierung akzeptieren können. Der Widerspruch zwischen ‚Zustand‘ und ‚Prozess‘ löst sich also bei näherem Hinsehen auf.

Um am Schluss dieses Abschnitts den Bogen zu der Problematik zu schlagen, die im Mittelpunkt dieses Buches steht: Wesentlich geht es um die Frage, ob bestimmte militärische Vorkehrungen – im Sinne einer betonten Defensivorientierung von Streitkräften – zu sicherheitspolitischer Stabilität beitragen können. Es sind diese Vorkehrungen also zuvörderst daraufhin zu untersuchen, ob sie zum Frieden im Sinne von ‚Nicht-Krieg‘ beitragen. In diesem

Zusammenhang ist an ein Wort zu erinnern, das Willy Brandt zugeschrieben wird und das sinngemäß zitiert sei: „Der Frieden – im Sinne von Nicht-Krieg – ist nicht alles. Aber ohne dies ist alles nichts.“

Gleichwohl wird der Bezug zum ‚positiven Frieden‘ nicht aus den Augen schwinden: Reklamieren doch die im Rahmen dieser wissenschaftlichen Unternehmung zu untersuchenden Ansätze einer stabilitätsorientierten Defensive das Potential, nicht nur zur Kriegsverhinderung, sondern auch zur Minderung militärischer Ressourcenverschwendung und zur Befreiung von Kriegsangst beitragen zu können. Abrüstung, also das Erwirtschaften einer ‚Friedensdividende‘, und zunehmende Angstfreiheit sind sicherlich wesentliche Ingredienzien eines positiven Friedensprozesses.

## 2. Militär und Stabilität

### 2.1 Ideengeschichte: Streitkräfte, die nicht bedrohen

In ganz unterschiedlichen historisch-politischen Zusammenhängen ist die Vorstellung entstanden, dass Streitkräfte sich auf den Schutz des eigenen Gebietes beschränken könnten – und zwar auf eine Weise, dass dadurch niemand bedroht würde. Dies soll am Beispiel dreier Figuren der Ideengeschichte gezeigt werden.

#### 2.1.1 Mo-Ti: Chinesische Moralphilosophie

Fangen wir mit dem Anfang an! Am Anfang war Mo-Ti, der wohl als erster in der Menschheitsgeschichte den Gedanken einer Verteidigung, die sich auf die Defensive beschränkt, schriftlich festgehalten hat. Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen! Mo-Ti sagt (Basic Writings: MO TZU 1964: 52):

*„Wenn jemand einen anderen Menschen tötet, wird er für diese Untat verurteilt und muss für das Verbrechen mit seinem eigenen Leben bezahlen. Wenn dies richtig und gültig ist, dann muss jemand, der zehn Menschen tötet, zehnmal so schlimmes Unrecht begangen haben und für sein Verbrechen mit zehn Leben bezahlen. ... Nun, alle Herren dieser Welt sind klug genug, um solche Verbrechen zu verdammen und sie als unrecht zu brandmarken. Aber wenn es um ein noch größeres Unrecht geht, nämlich die offensive Kriegführung gegen andere Staaten, dann hat sie auf einmal ihre Weisheit verlassen: Sie verdammen diese Kriegführung nicht. Im Gegenteil, sie lobpreisen sie und nennen sie gerechtfertigt. Eigentlich haben sie keine Ahnung davon, was Unrecht ist.“ (Übersetzung aus dem Englischen: L. U. )*

Mo-Ti sagt auch, sich an einen fiktiven Herrscher seiner Zeit wendend (ebd.: 59 f.): *„Wenn du fähig wärest, deine Reputation auf Rechtschaffenheit und Rechtsliebe zu gründen, wenn du so die anderen Herrscher durch deine Tugend beeindruckend würdest, dann würde sich dir in kürzester Zeit die ganze Welt unterwerfen, denn die Welt hat lange Zeit unter vielen Kriegen gelitten, und sie ist nun dessen müde wie ein kleiner Junge, der den ganzen Tag mit seinem Steckenpferd gespielt hat. Wenn es nur einen Herrscher gäbe, der seine Außenpolitik in gutem Glauben betreibt und der immer zuerst daran denkt, wie er den anderen Feudalherren zu Nutzen sein kann! Der, wenn ein starker Staat Unrecht begeht, sich gemeinsam mit den Übrigen betroffen fühlt. Der, wenn ein starker Staat einen Schwächeren angreift, gemeinsam mit anderen zu dessen Unterstützung eilt. Der, wenn die Mauern*

*und Festungsanlagen des schwächeren Staates in schlechtem Zustand sind, bei deren Wiederinstandsetzung hilft. Der, wenn die Vorräte des schwächeren Staates an Kleidung und Getreide erschöpft sind, eigene Güter zur Verfügung stellt. Der, wenn die finanziellen Mittel des schwächeren Staates nicht ausreichen, eigene Gelder zuschießt: Wenn jemand seine Beziehungen zu den stärkeren Staaten auf diese Weise gestaltet, würde er die Sympathie der Herrscher aller schwächeren Staaten gewinnen.*

*Wenn man seine Angelegenheiten in Übereinstimmung mit dem betreibt, was korrekt ist, wenn man im Rahmen des Rechts handelt, sich um Milde im Umgang mit den Untertanen bemüht und guten Glauben zeigt, wenn es um die Führung der Armee geht, und wenn man so ein Beispiel für die Armeen der anderen feudalen Herren setzt, dann wird man am Ende keinen Feind unter dem Himmel haben und der Welt unermesslichen Nutzen bringen“ (Übersetzung aus dem Englischen: L. U.).*

Zu erkennen sind in diesen Ausführungen zumindest drei wesentliche Aspekte. Zum einen argumentiert der Autor moralisch: Er appelliert an das Bewusstsein von Recht und Unrecht. Oder anders ausgedrückt: Dadurch, dass er das Fehlen von Unrechtsbewusstsein beklagt, will er dazu beitragen, es zu schaffen. Zum anderen wird gesagt, dass moralisches Verhalten durchaus Nutzen bringen kann: Es erscheint als eine Orientierung, die für einen Herrscher den größten Ertrag überhaupt verspricht. Und schließlich lässt sich ein Zug von Solidarität erkennen: Es gilt, die Schwächeren zu unterstützen und zu schützen – allerdings ausschließlich mit Maßnahmen, die Dritte nicht bedrohen.

Sehr wahrscheinlich lebte Mo-Ti in der Zeit zwischen dem Tod des Konfuzius, 479 v. Chr., und der Geburt des Mencius, 370 v. Chr. Wichtige Teile seiner Lehre wurden – zusammen mit Anekdoten über den Meister – von dessen Schülern in einem Buch, dem Mo Tzu, kompiliert, dessen Inhalt uns allerdings nicht in Gänze überkommen ist.

Mo-Tis Wirken fällt in die erste Phase einer Periode in der Geschichte Chinas, die gemeinhin als die Zeit der *Kämpfenden Staaten* bezeichnet wird (Sun Tze 1972: 12-15; Sun Tzu 1971: 20-30). Diese Periode begann etwa um 450 v. Chr. und sollte zweieinhalb Jahrhunderte dauern. Gegen 450 v. Chr. fanden sich acht größere Staaten auf dem Gebiet Chinas, von denen sich Yen im Norden und Yüeh im Osten aus den kommenden Konflikten weitgehend heraushielten. Fast ununterbrochene Kriege aber gab es zwischen den „Großen Sechs“, nämlich Ch'i, Ch'u, Ch'in sowie Wei, Han und Chao. Im Zuge dieser bewaffneten Auseinandersetzungen wurden etliche bis dahin

noch unabhängige, kleinere Staaten geschluckt. Und auch zwischen den Großen galt die Grundregel des Nullsummenspiels: Du oder ich! Die lange Reihe von Eroberungskriegen in dieser Zeit, wobei es allenfalls nur kurzfristig Kompromisse gab, das Endziel aber in aller Regel ‚Einverleibung‘ hieß, führte schließlich zu einer umfassenden staatlichen Einigung – und zwar unter den Bannern des Herrscherhauses von Ch'in (daher auch der Name *China*).

Mo-Ti sah die Verwüstung und das Elend, das die Kriege der Kämpfenden Staaten mit sich brachten, und reagierte darauf mit einer Verdammung offensiver Kriegführung. Er ist, wie bereits angedeutet, in der Geschichte der erste, der dies auf eine explizite und relativ elaborierte Weise tat. Gleichwohl fiel sein gepredigtes Donnerwetter gegen den Offensivkrieg im zeitgenössischen China gar nicht so völlig aus dem Rahmen. Den damals bereits einflussreichen Strömungen des Konfuzianismus und des Taoismus, beides philosophisch-religiöse Lehren der Mäßigung, war die Kritik militärischer Aggression jedenfalls nicht wesensfern.

Die unmittelbare Wirkung der Kritik Mo-Tis an der offensiven Kriegführung war jedoch allenfalls bescheiden. Dies hing wahrscheinlich damit zusammen, dass die vehemente Ablehnung des Offensivkrieges in eine radikale ethische Gesamtkonzeption eingebettet war (Basic Writings: MO TZU 1964: 3-5). Diese Konzeption umfasste das Doppelgebot ‚universeller Liebe‘ und des Handelns ‚zum gegenseitigen Vorteil‘. Das Liebesgebot sollte im zwischenmenschlichen Verkehr genauso wie für die Beziehung unter verfassten Staaten gelten. Es sollte die Menschen – oder Staaten – nicht danach unterscheiden, ob sie einem fern sind oder nahe stehen. Und was das Gebot des Handelns zum gegenseitigen Vorteil anbelangt, ist klar zu stellen:

Hiermit war nicht beabsichtigt, in die zwischenmenschlichen Beziehungen Standards des fairen Tausches einzubringen, sondern es ging um die Forderung, bei allem, was man tut, auch an das Wohlergehen, also den Vorteil, des jeweiligen Gegenüber zu denken.

Die Lehre von der unterschiedslosen – universellen – Liebe, die im Grunde schon das vorweg nahm, was später *Jesus Christus* in der Bergpredigt fordern sollte, war für die Zeitgenossen Mo-Tis schwer zu verstehen: insbesondere wohl für jene, denen der Konfuzianismus als Orientierung diente. Auch für den Anhänger des Konfuzius gibt es das Gebot, anderen gegenüber Zuneigung zu zeigen und barmherzig zu sein. Die Forderung nach ‚universeller Liebe‘ erschien ihm aber als eine recht schwülstige Angelegenheit: schwer zu praktizieren und im Übrigen die Loyalität gegenüber den eigenen